

# Schwarze Sekunden

24. Juli 2010

**Sommer 2010: Hitzewelle, Gewitterfronten und Wolkenbrüche haben Deutschland im Griff. Diese tropischen Bedingungen sind der Nährboden für Tornados, die ihre mörderische Kraft auch bei uns entfalten können. Der Wirbelsturm auf dem Campingplatz von Helgoland hat unseren Autor durchgeschüttelt. Eine Reportage aus dem Auge des Tornados von Hans Wille.**

erschienen in den KIELER NACHRICHTEN

Es fing so friedlich an: Seit drei Tagen zelten wir auf dem Campingplatz von Helgoland, genauer gesagt auf Düne, der beschaulichen Badeinsel zehn Bootsminuten entfernt von dem roten Felsen in der Nordsee. Die Hitzewelle grillt uns auch hier, dazu kein Windhauch.

Der 12. Juli, ein Montag, lässt uns ein wenig aufatmen: Der Himmel ist bewölkt und leichter Wind kühlt unsere Köpfe nach dem aufreibenden WM-Finale. Gegen Mittag heißt es, dass ein starker Sturm im Anmarsch sei. Ich hole die Wäsche von der Leine, kontrolliere unsere beiden Zelte und suche meine Tochter Isabella und ihre Freundin Thea. Bei Sturm will ich die Elfjährigen bei mir wissen.

Es bleibt aber angenehm ruhig. Die Ruhe vor dem Sturm - wie ich bald wissen werde. Gegen Viertel nach drei entfaltet sich am Himmel ein faszinierendes Naturschauspiel: Dunkle Wolkenmassen ballen sich zu einem Halbkreis zusammen. Davor rollt eine Walze aus zarten weißen Wolken, einzelne Wolkenfäden baumeln wie eine zerrissene Gardine nach unten. Die schlohweiße Walze dreht sich vor dem tiefschwarzen Hintergrund auf uns zu, die weißen Fäden – zehn Stück mögen es sein - nähern sich wie Elefantenrüssel zielsicher dem Boden als würden sie von einer Himmelsrolle abgewickelt.

Alle drei bestaunen wir den Himmel. Noch immer weht kein nennenswerter Wind. Der schwarze Halbkreis wächst in sekundenschnelle auf die volle Breite des Himmels und auch in der Höhe greift das schwarze Monster weit über unsere Köpfe hinweg. Fasziniert beobachten wir, dass die weißen Rüssel davor immer tiefer auf uns zu reichen, wie die Arme einer Himmelkrake, die sich die Erde zum Fraß ausgewählt hat.

Und dann geht alles ganz schnell: Urplötzlich wird es dunkel und dicke schwere Regentropfen fallen, ein Wolkenbruch stürzt auf uns nieder. Im Nu sind wir klitschnass. Dazu pfeift ein fürchterlich starker Wind. Wir rennen zu unseren Zelten – genau in Richtung der Wolkenkrake.

Nach höchstens zwanzig Schritten knallt der Himmel, die Zeit gerinnt zur gefühlten Ewigkeit: Wie von Geisterhand stoppt mich eine watteweiche Wand aus Wind. Sie hebt mich wenige Zentimeter in die Luft. Schüttelt mich hin und her, als wäre ich der Spielball mehrerer solcher Wände aus Wind. Ruckartig, aber schwerelos wie eine Ballerina, dreht es mich einmal um meine eigene Achse.

Während dieser Pirouette sehe ich ein Hauszelt in der Luft stehen. Es verliert seine kubische Form, der Sturm zerrt es zu einem unförmigen Fetzen. Es gibt keine Vorwarnung, keine Phase, in der der Wind das Zelt mühsam aus seinen tiefen Sandheringen gezerrt hätte. Sofort fliegt es mindestens einen Meter über dem Boden.

Einen Sonnenschirm nehme ich auch wahr. Weitere Dinge bevölkern den Luftraum um mich herum. Stangen? Planen? Bücher? Ich weiß es nicht. Mich wirbelt es inmitten dieser skurrilen Parade von fliegenden Gegenständen durch die Luft. Irgendetwas berührt meinen Fuß. Und dann ist das Spektakel auch schon wieder vorbei. Der Wirbelwind lässt mich achtlos fallen, als habe er einen besseren Spielball entdeckt. Die ganze Angelegenheit hat eine, höchstens zwei Sekunden gedauert.

„Wo sind die Mädchen?“, ist mein einziger Gedanke, als ich mich mit dem Bauch am Boden wieder finde. Regen prasselt, ein ordentlicher Sturm fegt über uns hinweg. Rechts entdecke ich Thea, greife sie am Arm, kralle sie fest. Bloß nicht wegfliegen lassen! Ich rufe Isabella. Keine Antwort. Und ich kann sie nicht sehen. „Isabella!“

Rechts von mir liegt eine Zeltplane, rundherum Zeltstangen, Krams, Dinge. Aber nicht mein Kind. „Wo ist Sie!“, schießt es mir durch den Kopf. Und: „Ich kann doch nicht die eine loslassen, um die andere zu suchen.“

Ruhig bleiben. Bloß keine Panik. Denken hilft!

„Da ist Isabella“, sagt Thea mit einer gelassenen Stimme, als wären die letzten Sekunden und dieser Dialog so normal, wie die Frage ob Ketchup oder Mayo. Sie deutet mit dem Kopf zu der Zeltplane neben mir.

Tatsächlich, darunter lugt eine Kinderhand hervor. Ich schreie sie an, unsere Hände strecken sich entgegen bis ich auch sie fest im Griff habe. „Hörst du mich?“ – „Ja, Papa.“

Beide leben!

„Geht es euch gut? Habt ihr Schmerzen?“ Beide verneinen. Schreck lass nach. Ich atme tief durch und versuche die Lage zu begreifen, auf jeder Seite einen Mädchenarm umklammernd.

„Bleibt liegen, bleibt einfach liegen“, rufe ich. Der Tornado ist inzwischen weiter gezogen. Ein starker Sturm peitscht jetzt über uns hinweg, gespickt mit einzelnen Böen. Nach einer kleinen Ewigkeit – vermutlich waren es nur wenige Sekunden - traue ich mich hoch zu schauen. Fünfundzwanzig Meter entfernt steht ein gezimmerter Unterstand.

„Dort rennen wir auf mein Kommando hin“, sage ich den Mädchen. Zum Aufstehen lasse ich kurz die beiden los, will sofort wieder ihre Arme greifen. Wer weiß, was noch kommt auf diesen fünfzig Metern. Doch ich kann sie nicht greifen, sie entwischen mir. Ich kann nicht laufen. Mein rechter Fuß versagt. Bei jedem Schritt tut er mehr weh. Aus Angst humpel ich weiter, immer weiter, trotz der Schmerzen. Die Mädchen merken, das etwas nicht stimmt, warten auf mich. Ich schreie: „Rennt, rennt weiter, zum Unterstand. Mein Fuß ist gebrochen, ich komme nach. Rennt, rennt ...“ Kurz nach den beiden rette auch ich mich irgendwie zum Unterstand. Klitschnass, voller Sand in Kleidung, Mund, Augen. Aber geschützt vor dem Unwetter.

Mein Fuß schmerzt höllisch. Zudem entdeckt meine Tochter, dass ich stark aus dem Kopf blute. Mit ihrer schicken Ballonmütze, erst gestern gekauft, versucht sie, die Blutung zu stoppen.

Bald darauf lässt der Sturm nach. Männer beratschlagen, Sanitäter werden gerufen. Ein Arzt betastet meinen Fuß, dann kommt ein Krankenwagen. Auf dem Schiff rüber zur Hauptinsel ist

die See ruhig und der Himmel hell, als wollten sie unschuldig fragen: „War was?“ Dennoch bibbern wir drei, nass bis auf die Knochen, vor Kälte und vor Schreck.

Erst im warmen Krankenhausbett, nach Untersuchungen, Röntgenaufnahme und heißem Tee realisiere ich wie viel Glück wir hatten, obwohl mein Fuß gebrochen ist. Der Chirurg erklärt mir, bei dem Tempo, mit dem die Dinge durch die Gegend geschossen seien, hätte schon ein Buch ausgereicht, um meinen Knochen zu durchschlagen. Strandkörbe und sogar die schweren, kompakten Propangasflaschen hat der Tornado durch die Luft geschleudert. Nicht auszudenken, wäre solch ein Stahlgeschoss einem meiner Mädchen gegen den Kopf geknallt.